

Fünftes Buch.

Die Kunst der Griechen.

Erstes Kapitel.

Religion und Verfassung Griechenlands.

Bei den Griechen nimmt die Geschichte der Kunst eine neue Gestalt an. Die anderen Völker waren wie Fremdlinge, die in einen gewaltigen, labyrinthischen Palast eingeführt, auf die wenigen Räume beschränkt sind, welche die Diener ihnen angewiesen haben, ohne in das Innere gelangen zu können und ohne das Ganze zu übersehen. Die Hellenen dagegen sind die eingeborenen Kinder des Hauses, die, mit seinen Gängen und Verbindungen genau bekannt, sich leicht zurecht finden, denen nichts verschlossen und unzugänglich bleibt. Sie öffnen die verborgensten Gemächer und Säle, durch sie eingeführt werden wir heimisch in dem wunderbaren Gebäude.

Jene früheren Völker, so grossartig und bedeutsam ihre Werke zum Theil waren, hatten doch entweder nur eine Kunst geübt, oder zwar mehrere, ja sogar alle, aber mit einer so nationalen und beschränkten Auffassung, dass ihre Leistungen den anderen gleichzeitigen und den späteren Völkern fremd blieben. Bei den Griechen zuerst finden wir alle Künste in hoher, zum Theil unvergleichlicher Blüthe, und, wenn auch mit aller Kraft nationaler Wärme und Begeisterung, dennoch wieder so frei von Einseitigkeit und Beschränkung, dass sie allen Späteren zum Vorbilde und zur Bewunderung dienen.

Neben dieser Allseitigkeit und Allgemeinheit unterscheidet sich die griechische Kunst von der der früheren Nationen durch eine andere, für unseren heutigen Zweck wichtige Eigenschaft. Sie hat eine innere Geschichte. Bei jenen war eigentlich immer ein und derselbe unveränderte Charakter, welcher nur gegen die Eigenthümlichkeit anderer

Völker einen Gegensatz bildete, nicht in sich selbst innere Unterschiede hervorbrachte; die chronologischen Daten der Ausbildung, welche sich feststellen liessen, hatten nur die Bedeutung des einfachen, mechanischen Fortschrittes und Verfalls. Bei den Griechen dagegen finden wir verschiedene Stufen der Entwicklung, welche, wenn auch denselben Grundzug griechischer Eigenthümlichkeit tragend, dennoch wesentliche Unterschiede des Charakters und verschiedene, sogar entgegengesetzte Vorzüge zeigen.

Bevor wir aber diesen Entwicklungsgang in seiner chronologischen Folge betrachten, scheint es nöthig, eine Uebersicht der religiösen und sittlichen Eigenthümlichkeiten der Griechen, so weit sie auf unseren Zweck Beziehung haben, und einige allgemeinere Bemerkungen über die Gestalt der Künste in ihrer Blüthezeit vorzuschicken, auf welche wir bei dem eigentlich Historischen hinweisen können. Die Kenntniss griechischer Sitte und Geschichte, die ein Gemeingut unserer heutigen Bildung ist, die vortreffliche Bearbeitung, welche das Griechenthum bei uns in allgemein zugänglichen Werken erhalten hat, überhebt mich aber der Nothwendigkeit, und es würde bei der Masse des Materials dem Zwecke der Uebersichtlichkeit entgegen sein, so weit wie bei einigen der vorherberührten Völker in sittengeschichtliches Detail einzugehen; das Folgende soll daher nur in leichteren und allgemeineren Andeutungen die wesentlichsten Punkte herausheben.¹⁾

Auch bei den Griechen ist vor Allem der Einfluss der Natur des Landes zu beachten, und gewiss muss anerkannt werden, dass er vielfältig fördernd und bestimmend auf ihre Bildung eingewirkt habe. Allein dennoch ist schon diese Einwirkung eine ganz andere, als wir sie bisher fanden. Hier ist nicht eine übermässige, wuchernde, berauschende Fülle und Fruchtbarkeit, wie in Indien, nicht eine einzelne, in alles eingreifende Naturerscheinung, wie in Aegypten, die Elemente haben überhaupt nicht die tropische Gewalt, welche den Menschen unterjocht, sondern sie üben nur eine milde, freundliche Anregung. Das Klima ist südlich, aber nicht bis zu erschlaffender Hitze, das Land im Ganzen nicht unfruchtbar, aber doch von ziemlich schroffen Gebirgen durchschnitten, und daher theilweise rauh und nur zur Jagd, theilweise

¹⁾ Auch für das Kunstgeschichtliche selbst kann es die Absicht dieser Vorlesungen nicht sein, die Aufzählungen von Einzelheiten und Notizen, welche bereits vollständig gegeben sind, zu wiederholen. Statt vielfältiger Hinweisungen darf ich mich auf das trefflichste und zweckmässigste aller Handbücher, auf K. O. Müller, Handbuch der Archäologie der Kunst (dritte, von Welcker besorgte Auflage 1848) im Allgemeinen und in einzelnen Fällen beziehen, das neben der präzisesten Bezeichnung der Gegenstände sehr vollständige Angaben der Hilfsquellen enthält.

nur für den Oelbaum und Weinstock, nicht für den Anbau nahrhafterer Früchte geeignet. Daher war es um so wichtiger, dass Griechenland überall vom Meere begrenzt und durchschnitten ist, und damit der Anreiz zu mannigfaltiger Thätigkeit, zur Schiffahrt, zum Handel, zur Eroberung und Colonisation gegeben war. Bedeutsam war daneben die gebirgige Natur des Landes, welche in kleinen Gränzen die Ausbildung einzelner Völkerstämme in ihren feineren Eigenthümlichkeiten begünstigte, diese nicht, wie bei der Verbreitung grosser Nationen auf offener Ebene, in eine allgemeine Form verschmolz. Lage und Beschaffenheit des Landes bedingten daher schon, dass menschliche Freiheit und Tüchtigkeit ein grösseres Feld fanden, als bei anderen Nationen, und die Natur selbst brachte es mit sich, dass ihr freundlicher Einfluss neben der vorherrschenden Selbstthätigkeit des Volkes weniger hervortrat. Sie entliess gleichsam den Menschen aus der Vormundschaft, in welcher sie ihn bisher gehalten.

Diesen Charakterzug der Freiheit finden wir denn auch in allen Institutionen Griechenlands von Anfang an erkennbar. Besonders bezeichnend ist die Bildung ihrer Religion. Bei allen Völkern, die wir bisher betrachteten, gab es eine geschlossene Priesterschaft; wenn sie auch nicht überall wie bei Aegyptern und Indern eine Kaste im strengsten Sinne des Wortes bildete, so waren doch bei den Persern die Magier, bei den Juden die Leviten mehr oder weniger ausschliessliche Diener des Gottes, Ausleger seiner Orakel und daher Lehrer des Volkes. Bei ihnen allen war folglich auch die Religion nicht freie Verehrung, sondern eine feste Satzung, an genaue Beobachtung äusserlicher Verhaltensregeln gebunden, für deren Befolgung die Priester die natürlichen Wächter waren. Ueberall standen sie zum Volke in dem Verhältnisse der Herrn und Lehrer. Auch die Griechen hatten gewisse allgemein anerkannte religiöse Gebräuche, aber die Priester bildeten doch keinen geschlossenen Stand, sie wurden meistens durch jährliche Wahl bestimmt, und wenn auch in einzelnen Fällen gewisse Geschlechter zur Priesterschaft eines bestimmten Gottes ausschliesslich berufen waren, so gab dies nur den Ehrenvorzug der Opfer, höchstens einen vorübergehenden Einfluss durch die Deutung der Orakel, niemals Gelegenheit zur bleibenden Leitung des Volkes. Die mythologischen Ueberlieferungen waren daher auch nicht Priesterlehren, sondern Volkssagen. Auch bei anderen Völkern hatte die Phantasie dichterisch und sagenhaft gewirkt; die Anschauungen von mächtigen, wohlthätigen oder feindlichen Naturkräften hatten sich ihnen zu Sagen von der Abstammung und den Thaten der Götter gestaltet. Allein immer waren die Priester dann diejenigen gewesen, deren Autorität diese Sagen prüfte und sie nach ihren

didaktischen und hierarchischen Zwecken modelte. Bei den Griechen waltete die Dichtung frei; ohne andere Weihe als die der Begeisterung belehrten die Sänger das Volk auch über das Wesen der Gottheit und die Pflichten des Menschen. Die frommen Griechen sprachen es ohne Anstoss aus, dass Homer und Hesiod die Götter gemacht hätten. Der Sinn des altgriechischen Volkes war ein höchst religiöser, aber diese Religiosität hatte etwas eigenthümlich Freies und Unbestimmtes; der Gedanke der Ausschliesslichkeit blieb völlig entfernt davon. Jedem, der Glaubwürdiges von den höheren Mächten berichtete, hörten sie mit ehrfurchtsvollem, kindlichem Gemüthe zu; keinem Gotte, von dem sie Kunde erlangten, verweigerten sie göttliche Ehre. Es war, als suche man nur Gelegenheit, die natürliche Frömmigkeit noch ein Mal mehr zu üben. Bei dieser Leichtigkeit der Fortpflanzung religiöser Traditionen konnte es denn an Abweichungen derselben nicht fehlen, wodurch aber die Gemüther keineswegs beunruhigt wurden. Vielmehr fiel es Niemandem ein, dem Dichter zu wehren, der die überlieferten Mythen nach eigener Eingebung veränderte und umbildete. So überwiegend war in dieser Religiosität das Moment subjectiver, persönlicher Frömmigkeit, so unbekümmert war das fromme Bewusstsein über das Objective der Gottheit.

Ebenso frei und ungebunden war die Beziehung der Götter auf das Moralische. Im Allgemeinen galten sie zwar für Beschützer des Rechts und Rächer des Unrechts, aber worin beides bestand, das war durch keine feste Lehre ursprünglich festgestellt. Grade dadurch aber blieb das eigene sittliche Gefühl ungehemmt und entwickelte sich freier und schöner, als bei irgend einem anderen Volke. Statt durch unvollkommene Vorstellungen von der Gottheit zu leiden, wirkte vielmehr das sittliche Gefühl der Griechen auf diese Vorstellungen zurück, bildete und veredelte sie. Den Sagen der Vorzeit, mystisch eingekleideten Naturanschauungen, legte man mehr und mehr einen frei poetischen und sittlichen Sinn unter. Sonne, Mond, Sterne, Jahreszeiten galten den Griechen als edle, lebensvolle Persönlichkeiten und als Träger und Leiter einer moralischen Weltordnung. In diesem Sinne haben die Dichter die Götter gebildet, indem sie den formlosen Göttergestalten, wie sie die Vorzeit, zum Theil auch barbarische Völker den Griechen überlieferten, Geist und Leben einhauchten.

Es kann paradox klingen, aber es ist wahr, dass die Unabhängigkeit ihrer Moral von der Religion, den Griechen die hohe sittliche Würde verlieh. Grade hierdurch entwickelte sich in ihrem moralischen Ideal ein eigenthümlicher und schöner Zug, der der Mässigung. Die Sittlichkeit ist eng verbunden mit dem Selbstgefühl und der Freiheit des Men-

schen; ohne Freiheit giebt es kein moralisches Verdienst und keinen Tadel. Wird aber der Begriff der Freiheit so weit ausgedehnt, dass jeder der dunkelen, eigensinnigen Empfindung des Augenblicks folgen zu dürfen glaubt, so löst sich die sittliche Welt auf, und selbst der vermeintlich Freie ist nur ein Slave seiner Sinnlichkeit und des Zufalls. Ein so reges Freiheitsgefühl, wie das der Griechen, hätte daher leicht jeden Fortschritt der Bildung hemmen können, wie ja auch wirklich manche Völker dadurch in einem wilden und rohen Zustande zurückgehalten worden sind. Diese Gefahr wurde bei anderen Völkern durch die Lehren und Vorschriften der Priester abgewendet, welche, indem sie in gewissem Grade Freiheit und Einsicht gestatteten, den Missbrauch derselben verhüteten; ein System, welches zwar von segensreichen Folgen für diese Völker war, aber dennoch ihrer natürlichen Entwicklung Schranken setzte und die Blüten ihres Geistes der höchsten Anmuth, welche nur bei völlig freiem und ungehemmtem Wachsthum entsteht, beraubte. Die Griechen bedurften solcher hierarchischen Leitung und Bevormundung nicht, weil das, was diese erreichte, bei ihnen schon im Gefühle unmittelbar gegeben war. Der männlich kühnen Freiheitsliebe, welche sie beseelte, war eine zarte jungfräuliche Scheu vor allem Unreinen und Unheiligen, eine tiefe, kindlich fromme Ehrfurcht vor dem Göttlichen, Hohen, Gesetzlichen beigegeben. Ihre Weisen und Dichter, als sie Worte für das allgemeine Gefühl fanden, nannten vor Allem die Mässigung als das Schönste, das Maasslose, Ueberschreitende als das den Göttern Verhasste. Diese Verbindung eines männlichen und weiblichen Elementes, des praktischen, thatkräftigen Sinnes mit dem zarten Gefühle für Zurückhaltung, Maass und Schönheit ist der eigenthümliche Vorzug der Griechen. Sie, die das Gefühl, bis wie weit zu gehen sei, in sich trugen, bedurften nicht äusserer Schranken priesterlicher Satzung, und verbanden dadurch die Frische der Freiheit mit den Vortheilen geordneter Bildung. Während jene Völker, bei denen die Religion die unmittelbare Lehrerin in allen Beziehungen war, stets eine Spur der Hemmung, des Ungeschickten und Steifen in ihren geistigen Leistungen behielten, bewegte sich das griechische Volk in natürlicher zwangloser Anmuth.

Auch für das geschichtliche Leben der Griechen im Staate war diese schöne Mischung der Gefühle höchst wichtig. Jene anderen Völker waren die Herrschaft des Zwangsgebotes gewohnt; Priester und Könige mochten sich gegenseitig beschränken, die Anderen waren unterworfen. Daher war ihnen auch die Ausdehnung der Herrschaft, die Eroberung etwas Natürliches. Dem Griechen war die Tyrannei einheimischer Herrscher verhasst, Unterwerfung unter Fremde unerhört.

Nur was gemeinsam bestimmt war, galt als Gesetz; selbst als noch Könige an ihrer Spitze standen, war überall die Volksgemeinde entscheidend. Daher zerfiel Griechenland nothwendig in kleine Staaten, denn nur im kleinen Umkreise verstehen sich viele so, um einig zu sein. Allein während sie die Freiheit und das Recht der Einzelnen anerkannten, waren sie doch weit davon entfernt, einem Jeden, vermöge menschlicher Geburt, die Rechte des Bürgers zuzusprechen. Nur die Freigeborenen und Einheimischen waren Bürger und auch unter diesen hatten lange Zeit hindurch nur die durch Geburt oder Vermögen höher Gestellten, welche nicht durch gemeine Bedürfnisse oder Beschäftigungen in ihrer Ausbildung gehemmt waren, die Regierungsgewalt in Händen. Sklaven waren nothwendig, damit der Bürger Musse für die Geschäfte der Stadt habe. Auch in Griechenland unterschied man demokratische und aristokratische Staaten, je nachdem die Theilnahme an der öffentlichen Gewalt auf gewisse Classen der Gesellschaft beschränkt oder weiter ausgedehnt war. Allein auch jene Demokratien unterschieden sich noch himmelweit von dem, was man in neueren Theorien darunter verstanden hat; die Zahl der stimmfähigen Bürger war überall von der Zahl der Bewohner sehr verschieden, und wenigstens in der Zeit der Blüthe besass überall ein gewisser Adel, aus den Besseren oder Vermögenderen bestehend, die Gewalt. Wir müssen daher die griechischen Republiken sämmtlich als Aristokratien, wiewohl als natürliche, nicht durch bewusste Satzungen gebildete, bezeichnen, und diese Herrschaft des Höheren, Edleren, Geistigeren ist einer der wesentlichsten Züge des griechischen Sinnes.

Diese Bemerkungen über die allgemeinen Lebensverhältnisse der Griechen mögen hier genügen, um sogleich zur Baukunst überzugehen, in welcher sich ebenso die allgemeinen Grundverhältnisse ihrer aesthetischen Anschauung darlegen.

Zweites Kapitel.

Die Architektur.

Bei den früheren, hierarchisch und despotisch beherrschten Völkern hatten wir in architektonischer Beziehung nur von Tempeln und Palästen zu sprechen. Bei den freien Griechen fällt zwar der Luxus königlicher Schlösser fort, aber man könnte mit Recht eine grössere Mannigfaltigkeit